

52]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Und eine solche Gesellschaft hatte Zurgis zu organisieren. Er bemühte sich nach besten Kräften, flog hierhin und dorthin, bemüht, jeden an den richtigen Platz zu stellen und ihnen die besonderen Kunstgriffe beizubringen. Er hatte nie zuvor in seinem Leben Befehle gegeben, aber eine genügende Menge erhalten, um es zu lernen: er kommandierte und schufte seine Leute wie ein alter Praktikus. Aber er hatte nicht die gelehrigsten und willigsten Schüler. „Schau her, Meister,“ begann einer, „wenn Dir's nicht paßt, wie ich's mache, so kannst Du jemand anders dafür kriegen.“ Dann stand eine Menge drum herum, horchend und Verwünschungen ausstoßend. Nach der ersten Mahlzeit waren beinahe alle Messer verschwunden. Jeder Neger besaß jetzt eines davon — zu einem Dolch geschliffen — verborgen in seinen Stiefeln. Zurgis fand bald, daß keine Ordnung in dieses Chaos zu bringen war, und er begann allmählich das Nutzlose seiner Bemühungen einzusehen. Wenn Häute und Därme aufgeschlitzt wurden, so war es unmöglich, herauszukriegen, wer den Schaden verursacht hatte; und wenn ein Mann weglief, um nicht wiederzukommen, so hatte es keinen Zweck, ihn zu suchen, denn in der Zwischenzeit würden die anderen sicherlich faulenzeln. Es dauerte nicht lange, und Zurgis hatte heraus, daß die Gelegenheit, lange hinausgehen zu können, für einige Schlaupöppe die Möglichkeit offen ließ, auf mehr als einem Platz in den Arbeitslisten geführt zu werden und mehr als fünf Dollar täglich zu verdienen. Als er einen Mann dabei erwischte, wollte er ihn entlassen; aber dieser gab ihm in einer verschwiegenen Ecke eine 10 Dollar-Note; Zurgis nahm das Geld an. Dieser Betrug riß bald mehr und mehr ein, und Zurgis verdiente ein ganz hübsches Sümmchen dabei.

Angehts der ganzen Schlage schätzten sich die Packer schon glücklich, wenn wenigstens das Vieh, das auf der Fahrt zu Schaden gekommen war, und die Schweine, die einer Krankheit anheimfielen, rasch getötet wurden. Häufig, wenn etwa die Fahrt zwei oder drei Tage dauerte, und bei heißem Wetter und Wassermangel bekamen etliche Schweine die Cholera, freierten, und die anderen Schweine fielen über die noch im Verenden liegenden Tiere her und ließen nichts von ihnen übrig als die Knochen. Wenn diese Schweine dann nicht sofort getötet wurden, fielen sie bald auch der fürchterlichen Krankheit anheim, und sie konnten dann zu nichts mehr verarbeitet werden; nur das Fett wurde dann noch zu Schmalz gesotten. Dasselbe war der Fall mit Hornvieh, das von einem der Tiere aufgepießt war und im Verenden lag. Diese Tiere mußten sofort getötet werden. In der Zwischenzeit engagierte die Packer in den südlichen Staaten Scharen von Negern, denen sie fünf Dollar pro Tag bei freier Verköstigung versprachen, ohne zu erwähnen, daß ein Streik ausgebrochen war. Ganze Wagenladungen dieser Neger waren bereits auf dem Wege, sogar zu Vorzugsfahrpreisen, und jeder andere Verkehr mußte vor den Bügen mit Streifbrechern zurückstehen. Viele Städte benutzten die Gelegenheit, ihre Gefängnisse und Strafärbeitshäuser zu leeren. Die Packer warben 30 junge Mädchen in Cincinnati an zum „Früchteverpacken“, und als sie ankamen, wurden sie zum Verpacken von Fleisch verwendet. Bettstellen wurden für sie in einer offenen Halle aufgestellt, durch die auch die Männer gingen.

Aber trotz aller Bemühungen waren die Packer im Nachteil. Neunzig Prozent ihrer Leute hatten die Arbeit niedergelegt, und so standen sie vor der Aufgabe, ihre Arbeitskräfte vollständig neu organisieren zu müssen. Dabei waren die Fleischpreise um 30 Prozent in die Höhe gegangen, und das Publikum verlangte, daß die Sache beigelegt werde. So machten die Packer das Angebot, die ganze Frage einem Schiedsrichter zur Entscheidung zu unterbreiten, und 10 Tage später hatte die Gewerkschaft die Bedingungen angenommen, und der Streik war beendet. Man war übereingekommen, daß alle Leute innerhalb 45 Tagen wieder angestellt würden, und daß kein Unterschied gemacht werde, ob jemand Mitglied der Gewerkschaft war oder nicht. Das gab eine sorgenvolle

Zeit für Zurgis. Wenn die Leute unterschiedslos zurückgenommen würden, so glaubte er bestimmt seinen Posten zu verlieren. Er suchte den Inspektor auf, der grimmig lächelte und ihm abzuwarten gebot. Ob dieses Uebereinkommen nun einfach ein Trick der Packer war, um Zeit zu gewinnen, oder ob sie beabsichtigten, den Streik zu brechen und die Gewerkschaft durch diesen Plan zu zersplittern, ließ sich nicht sagen; aber in jener Nacht gingen von Durham u. Co. an alle großen Packhauszentren Telegramme ab mit dem Wortlaut: „Keine Gewerkschaftsführer“ anstellen!“ Am nächsten Morgen, als die 20 000 Leute in die Lagerplätze hineinströmten, stand Zurgis nahe an der Tür des Schweineschlachtraumes und sah eine Menge arbeitslustiger Leute, die von einer Anzahl Polizisten bewacht wurden. Der Inspektor kam heraus und wanderte die Reihe entlang, einen Mann nach dem anderen herausholend, der ihm paßte. Als erste in der Reihe standen die Delegierten und Beamten der Gewerkschaft, die Zurgis in den Versammlungen hatte reden hören. Sie wurden alle von dem Inspektor abgewiesen. Jedesmal nach so einer Abweisung wurde das Gemurmel lauter, die Blicke wütender. Die Leute bebten vor Wut und wählten drei ihrer Genossen aus, die mit dem Inspektor sprechen sollten, und diese Leute machten verschiedene Versuche, sich nach dem Zimmer vorzudrängen. Aber jedesmal wurden sie von der Polizei zurückgetrieben. Das Rufen und Schreien dauerte fort, bis der Inspektor in die Tür trat. — „Entweder wir werden alle wieder eingestellt oder keiner von uns,“ schrien hundert Stimmen durcheinander.

Plötzlich sprang der Vorsitzende der Schlächter auf einen Steinhäufen und rief: „Es ist aus, Burschen, wir alle gehen wieder.“ So proklamierten die Viehschlächter auf der Stelle einen neuen Streik und marschierten die Packer-Avenue hinter, die von einer dichtgedrängten Masse wütender Arbeiter angefüllt war. Leute, die bereits ihre Arbeit an den Schlachtbänken begonnen hatten, warfen ihr Handwerkzeug weg und folgten den anderen, einige rannten hierhin und dorthin, überall die Nachricht verbreitend, und innerhalb einer halben Stunde war der Streik für ganz Padingtown wieder proklamiert, und eine fürchtbare Wut beherrschte die Arbeiter. Nach diesem Ereignis herrschte ein ganz anderer Ton in Padingtown. Der Platz glich einem brodelnden Kessel; wehe dem Streikbrecher, der sich hineinwagte! Jeden Tag kamen einige Zwischenfälle vor, die die Zeitungen breittraten. Neun Jahre früher, als noch keine Gewerkschaften in Padingtown existierten, war auch Streik gewesen, bei dem reguläre Truppen angeboten werden mußten. Beim schauerlichen Licht brennender Frachtzüge kam es zu blutigem Handgemenge. Padingtown war immer ein Zentrum von Gewalttätigkeiten. Jeder, der die Bücher der Polizeistation zu Rate gezogen hätte, würde aber gefunden haben, daß diesen Sommer weniger Gewalttaten vorgekommen waren als je zuvor, und doch waren diesmal 20 000 Mann außer Arbeit, die nichts zu tun hatten, als über bitteres Unrecht zu brüten. Aber da fand sich niemand, der die Arbeit der Leiter der Gewerkschaft anerkannt hätte, die diese große Armee in Raume hielten und sie am Umherstrolchen und Blündern hinderten, die hunderttausend Leute aus aller Herren Länder sechs lange Wochen voller Hunger, Enttäuschung und Verzweiflung hindurch ermutigten und aufrecht erhielten.

Inzwischen hatten die Packer sich definitiv entschlossen, neue Arbeitskräfte zu organisieren. Ein- oder zweitausend Streikbrecher wurden jede Nacht hereingeschafft und über die verschiedenen Plätze verteilt. Die Mehrzahl waren Neger aus den Baumwolldistrikten des fernen Südens, und diese wurden gleich Schafen in die Maschinenräume getrieben. Eine Gesetzesbestimmung verbot das Bauen von Wohnhäusern ohne Erlaubnis. Bedingung war, daß Fenster, Stiegen und gute Feuerausgänge angebracht würden. Hier aber wurden die Arbeiter in einem Raume untergebracht, der zum Auffrischen des Fleisches durch Farbe bestimmt war und nur durch einen Ladebaum erreicht werden konnte. Und in diesem Raume, der kein einziges Fenster und nur eine Tür hatte, wurden gleich hundert Mann auf dem Boden mit Matratzen zusammengedrängt. Im dritten Stock des Schweinehauses von Jones war ein Vorratsraum ohne ein Fenster; dort

Wurden 700 Mann untergebracht, die auf den blanken Bettstellen schliefen. Als diese Zustände allgemein bekannt wurden und eine Untersuchung verlangt wurde, und der Bürgermeister der Stadt gezwungen war, die Anwendung des Gesetzes zu befehlen, wandten die Pächter sich an Rechtsanwältin, die es dahin brachten, daß der Befehl zurückgezogen wurde. Gerade um diese Zeit rühmte sich der Bürgermeister, daß es ihm gelungen sei, dem Hazardspielen und Preis-Boxen ein Ende zu setzen. Aber ein Schwarm professioneller Spieler hatte sich hier mit der Polizei verbunden, und diese rümpften nun die Streifbretter nach Notizen. Jede Nacht konnte man auf einem großen Platz vor Browns Hause kräftige, muskulöse Negergestalten, nackt bis zum Gürtel, um Geld boxen sehen, während eine jubelnde Menge von drei- oder viertausend Leuten herumstrolchte. Whisky und Dirnen wurden in Menge hereingeschafft und an sie verkauft, kurz, die Hölle war in den Arbeitsplätzen los. Jede Nacht gab es Stedereien und Schießereien. In jeder Nacht wurden wahre Orgien abgehalten, Szenen, wie sie in Amerika vorher noch nicht gesehen worden waren. Da die Dirnen der Abschaffung der Bordelle Chicagos und die Männer zum großen Teile unerfahrene Neger waren, griffen namenlose Laster und schreckliche Krankheiten rasch um sich, und dies an einem Orte, von dem aus Nahrungsmittel über die ganze Welt versandt wurden.

Die Viehhöfe waren nie angenehme Plätze gewesen, aber jetzt waren sie nicht allein eine Kollektion von Schlachthäusern, sondern zugleich der Aufenthalt von fünfzehn- bis zwanzigtausend menschlichen Bestien. Den ganzen Tag über brannte die Sonne hernieder auf diesen Platz, voll des Fekthafnen und Gräßlichen: auf tausende Stück Vieh, in Hürden zusammengedrängt, deren Holzböden einen unerträglichen Gestank verbreiteten, auf gleichende, mit Asche bestreute Eisenbahngleise und aufragende Blöcke schmutziger Fleischfabriken, deren Labyrinth von Gängen jeden frischen Luftzug abhielt, auf Ströme heißen Blutes, auf ganze Wagenladungen frischen Fleisches, auf Siedekessel, Leimfabriken und Filtriertonnen, die wie die Pest stanken. Ganze Tonnen voll Gedärme, die in der Sonne eierteten, standen umher, die schmierige Wäsche der Arbeiter wurde zum Trocknen aufgehängt, der Speiseraum war bedeckt mit Ueberbleibseln, an die sich Schwärme von Mücken machten. Und dann nachts, wenn die Menge hinausströmte in die Straßen, um zu spielen, zu boxen, zu trinken und zu zechen, zu fluchen und zu schreien, zu lachen und zu singen, und dabei Banjo spielte und tanzte! Die Woche über mußte tüchtig gearbeitet werden, dann aber konnten sie sich auch ihrem Vergnügen hingeben; selbst am Sonntagabend fanden ihre Preiskämpfe statt. So sahen die Viehhöfe während des Streiks aus, während die Gewerkschaft in dumpfer Verzweiflung wartete und das Land wie ein hungriges Stück Vieh nach Nahrung schrie. Die Pächter aber verfolgten ruhig ihren Weg weiter. Jeden Tag nahmen sie neue Arbeiter an und konnten daher mit den alten schärfer verfahren. Jurgis war jetzt einer ihrer Helfershelfer bei diesen Vorgängen. Er hatte sich längst daran gewöhnt, seinen Leuten zu befehlen; aber die erslickende Hitze und der Gestank, sowie das Bewußtsein, daß er ein Streifbretter war, verleideten ihm das Leben und ließen ihn sich selbst verabscheuen. Er fing an zu trinken und bekam allmählich eine so häßliche Laune, daß er wütete, fluchte und seine Leute anfeuerte, bis sie vor Erschöpfung fast zusammenbrachen.

Eines Tages, gegen Ende August, kam der Inspektor nach dem Platz von Jurgis und befahl ihm und seinen Leuten, die Arbeit niederzulegen und zu ihm zu kommen. Sie folgten ihm zu einer dichten Menschenmenge, in deren Mitte mehrere zweispännige Karren standen. Auch drei Wagen mit Polizeimannschaften waren zu sehen. Jurgis und seine Leute stiegen auf einen der Karren und unter Gepolter ging es im Galopp davon. Einige Stiere waren ausgerissen und den Streifern in die Hände gefallen. Das war eine günstige Gelegenheit, bei der etwas abfallen konnte. Sie fuhren nach dem Ashland-Avenue-Tor und weiter in der Richtung nach dem "Dump". Es entstand ein allgemeines Geschrei, sobald sie gesehen wurden. Da jedoch acht oder zehn Polizeileute auf dem Wagen waren, unterblieb jede Störung, bis sie auf einen Platz kamen, dessen eine Seitenstraße von einer dichten Menge blockiert war. Ein Warnungsruf erscholl, und die Menge stürzte kopfüber davon, einen der Stiere, der in seinem Blute lag, wieder freigebend. Es hatten gerade eine Anzahl Schlächter herumgestanden, die nichts zu tun hatten, und so hatte einer den Stier ergriffen und ihn niedergeschlagen. Da ein erstklassiger Arbeiter einen Dajsen innerhalb weniger

Minuten töten und aufmachen kann, so fehlte bereits ein Teil des Fleisches. Das war natürlich eine strafbare Tat, und die Polizisten machten sich auch gleich daran, ihren Pflichten nachzukommen. Sie sprangen vom Wagen und schlugen auf jeden los, den sie erwischen konnten. Jurgis und zwei Polizisten trieben einige Leute in ein Kneipzimmer hinein. Der eine suchte Schutz hinter dem Schanktische, wo ihn ein Polizist in die Ecke drückte und ihn auf den Rücken und auf die Schultern schlug, bis er niederfiel und nun Schläge auf den bloßen Kopf erhielt. Die anderen sprangen über einen Zaun an einem zweiten Polizisten vorbei, einem fetten Kerl, der wütend und fluchend zurückkam. Inzwischen bediente sich Jurgis, den so leicht nicht etwas aus der Fassung brachte, am Schenkstisch, und der erste Polizist, der seinen Mann wehrlos gemacht hatte, half ihm, händigte ihm sogar weitere Flaschen aus und füllte seine eigenen Taschen. Als sie das Lokal verließen, wischte der eine einfach den Rest mit dem Rockärmel vom Tisch herunter. Dann gingen sie hinaus. Die übrigen Leute hatten das tote Tier bereits auf den Wagen geschafft, und im Trab, unter Fluchen und Schelten ging's zurück unter einem Hagel von Steinen, von unsichtbaren Feinden geworfen.

Es war schon spät am Nachmittag, als sie zurückkehrten. Sie richteten den Rest des Stieres und noch einige weitere zu und hörten dann für diesen Tag auf. Nachher gingen sie in eine Kneipe zum Roulettespiel, und Jurgis, der nie Glück im Spiel hatte, verlor fünfzehn Dollar. Um den Ärger hinunterzuschlucken, trank er ein gut Teil und ging ungefähr um zwei Uhr morgens nach Washington zurück. Als er nach dem Platz ging, der ihm zum Schlafen diente, begegnete er einer geschminkten Dirne in einem schmierigen Negligee, die ihren Arm um ihn legte und ihn zurückhielt. Sie gingen in einen dunklen Winkel; aber kaum hatten sie ein paar Schritte gemacht, als eine Tür aufschlug und ein Mann mit einer Laterne in der Hand eintrat. "Wer ist da?" rief er scharf. Jurgis wollte eben etwas erwidern, als er in dem Augenblick, da der Mann das Licht hochhielt, in dessen Gesicht sah und ihn sofort erkannte. Jurgis konnte kein Wort herausbringen, sein Herz drohte zu zerpringen, als er Connor erkannte — Connor, seinen früheren Vorgesetzten, der sein Weib verführt hatte, ihn ins Gefängnis gebracht hatte und schuld daran war, daß seine Familie und sein Leben ruiniert war! Er stand da und starrte den anderen an. Eine Blutwelle stieg ihm nach den Kopf, und blinder Wahnsinn packte ihn. Er warf sich auf seinen Gegner, schlug ihn in die Augen, und als er fiel, ergriff er ihn an der Kehle und schmetterte seinen Kopf auf das Pflaster. Das Geschrei der Dirne lockte die anderen herbei. Die Laterne war umgeworfen und ausgegangen, man konnte im Dunkeln nichts unterscheiden. Sie kamen herbeigerannt und suchten die beiden zu trennen. Genau so wie früher hatte Jurgis seinen Gegner gebissen, und ein Stück Fleisch hing ihm zwischen den Zähnen. Er ging nun auf die anderen los, die sich dreinmischten, bis ein Polizist kam und ihm einen Hieb versetzte, der ihn bewußtlos machte.

Jurgis mußte die Nacht auf der Polizeistation verbringen. Dieses Mal aber hatte er Geld in der Tasche, und als er wieder zu sich kam, konnte er etwas zu trinken erhalten und einen Boten mit der Nachricht über sein Mißgeschick an "Buff" Harper senden. Harper kam aber nicht, und der Gefangene, der sich schwach und elend fühlte, wurde vorgeladen und Hinterlegung von 500 Dollar von ihm verlangt, bis die Ansprüche seines Opfers bekannt waren. Wenn nur irgend jemand ein paar gute Worte für ihn eingelegt hätte, so hätte er, ohne Geld hinterlegen zu müssen, gehen können. Aber Harper erklärte später, daß er jetzt weit unten in der Stadt wohne und die Nachricht nicht rechtzeitig erhalten habe. "Was ist denn passiert?" fragte er ihn. "Ich habe es einem Kerl ordentlich besorgt," sagte Jurgis, "und soll nun 500 Dollar hinterlegen." — "Das kann ich schon in Ordnung bringen," sagte der andere, "wenn es Dir natürlich auch ein paar Dollar kosten wird. Wer ist es denn?" — "Er ist Boxarbeiter bei Browns, oder war es wenigstens. Connor ist sein Name." — Der andere erschrak. "Connor!" rief er, "doch nicht Philip Connor? Heiliger Himmel, dann ist alles vergebens, dann kann ich Dir nicht helfen," erklärte der andere.

(F. riefung folgt.)

Musikphantome.

Von Hermann Verdrow.

Eins der vorzüglichsten Mittel, Inspirationen, „göttliche Gesichte“ hervorzurufen, ist von jeher die Musik gewesen. Gegenwärtig freilich scheint man ihr in dieser Hinsicht nicht mehr so viel wie früher zuzutrauen; denn häufig wird uns im Konzertprogramm eine ausführliche Analyse der Ideen, Gefühle oder Tatsachen, die dem Komponisten bei der Schöpfung seines Wertes vorgeschwebt haben, vorgelegt, damit wir nur ja nicht an den Intentionen des Künstlers vorbeifließen oder vorbeidenken und, etwa in der Sinfonie „Don Quixote“, nicht nur die Gefühlsregungen des melancholischen Quixote und seines hasenherzigen Schildknappen miterleben, sondern auch den Kampf mit den Windmühlensklügeln und das Abenteuer mit der Hammelherde bewundern.

Komponisten, die ihre Hörer in dieser Weise zu bevormunden suchen, können sich allerdings auf ein großes Vorbild berufen. Beethoven hat den fünf Sätzen seiner Pastoralsinfonie ebenfalls eine kurze, prägnante Bezeichnung der Stimmungen gegeben, die ihn beim Schaffen der Pastorele besaßen und die er durch sein Werk wieder hervorzurufen wünscht. Aber diese Stimmungen sind durch Beethovens Musik in so vollendeter Weise verkörpert, daß das Gemüt des Hörers sie auch ohne Programm reproduziert, daß seine Phantasie sogar versucht, die Töne zu gestalten, mit Fleisch und Bein zu umkleiden und zu entsprechenden Beispielen zu verkörpern. Dann entsteht das, was man ein Musikphantom nennt und was, bevor auf seine Entstehung und Erklärung eingegangen wird, zunächst an einem besonders ausgeprägten Beispiel erläutert werden möge.

Dr. Chr. Ruths, der Entdecker dieses psychischen Phänomens, hatte das Glück, mehrere Personen mit dieser seltsamen Begabung kennen zu lernen. Eine derselben führte ihn durch gelegentliche Bemerkungen bei einem öffentlichen Orchesterkonzert auf die Untersuchung der Musikphantome. Bei der Overtüre zum „Fliegenden Holländer“ sagte A., wie Dr. Ruths ihn nennt: „Da sehe ich ab und zu, wie eine weithin gebehnte Wasserfläche auftaucht, dunkelgrün und in Wellen gehend.“ Es ließ sich leicht feststellen, daß diese Vision bei A. immer auftauchte, wenn das Leitmotiv einsetzte, das das Erscheinen des Holländers bezeichnet. Zwar trat in dem Phantom keine Gestalt und kein Schiff auf, aber es war doch merkwürdig und entsprach durchaus den Intentionen des Komponisten, daß sich bei diesem Motiv die weite Meeresfläche aufstaut. Zu bemerken ist, daß A. die Wagner'sche Oper noch nie gesehen und auch die Overtüre zuvor nie gehört hatte. Durch diese und entsprechende Bemerkungen A.'s aufmerksam gemacht, begann Dr. Ruths eine Reihe von Experimenten mit A., deren erstes sich auf Beethovens Pastoralsinfonie bezog. Der Versuch, in der Generalprobe des Konzerts vorgenommen, war so eingerichtet, daß A. keine Ahnung davon hatte, was das Orchester spielen würde. Dr. Ruths und noch ein Beobachter saßen während der Probe neben A. und ließen sich nach dem Schluß eines jeden Satzes rasch die beobachteten Phantome mitteilen. Das danach ausgenommene Protokoll ergab bei den einzelnen Sätzen die folgenden charakteristischen Phantome.

Erster Satz: Feierliche Stimmung. Die einfachen Themen geben ein Gefühl harmloser Heiterkeit, ähnlich wie wenn ich eine reine Kinderstimme singen höre. Eine ländliche Gegend taucht auf, einmal ein Kirchturn. Es ist wie ein Morgenstimmer, wie ein leichter Morgennebel über der Landschaft; darüber liegt der Sonnenschein.

Zweiter Satz: Ganz andere Bilder. Mitten im Wald, Felsen. Vor allem viele Quellen. Einzelne Männer in Sonntagskleidern kommen daher. Im Hintergrund spielt sich etwas von Menschen ab, ich erkenne es nicht. Manchmal ist eine Bewegung in den Bäumen, ein Zusammenschlagen der Äste, das in das ganze, ruhige Bild nicht zu passen scheint. Die Flöten geben Quellenbilder. Das Cello und die Violinen erzeugen in den mittleren Lagen das Grau des Himmels zwischen den Bäumen. Bei hohen Tönen wird der Himmel blau, bei ganz tiefen ist alles Schatten.

Dritter bis fünfter Satz: Versammlung von Landleuten, Männer, Frauen, Kinder. Aber es sind keine Landleute, wie ich sie persönlich im Leben kennen lernte. Sie haben etwas Typisches, Schablonenhaftes. Trotzdem sind sie in starker Bewegung, ich sehe, wie sie sich im Gespräch unterhalten. Es ist kein Tanz, manchmal nur hüpfen die Kinder. Plötzlich ein Ton, alle Landleute reden die Köpfe, sehen einen Moment wie festgebannt. Im nächsten Augenblick sind sie alle verschwunden und ganz andere Bilder tauchen auf. Eine Waldlandschaft. Wilde Bewegung in den Bäumen. Abwechselnd hell und dunkel wie von flammenden Blitzen. Plötzlich ein greller Ton, ein Pfiff, wie es scheint, ein Piccolo (kleine Flöte); ein roter Blitz geht senkrecht herab. Weiterer Sturm im Wald, viele dunkle Völkchen am Himmel. Dann mit einem Male ist das ganze Bild wiederum verschwunden. Es taucht eine Landschaft auf, ähnlich wie im ersten Satz. Ähnliche Ruhe, aber nicht mehr der Morgenstimmer über dem Tal, nicht mehr der leichte Nebel. Sehr intensive Farben, das Grün ist sehr klar. Auch ein paar Landleute.

Vergleichen wir nun das Programm Beethovens mit diesen Phantomen, so ergibt sich Satz für Satz eine erstaunliche Ueber-

einstimmung zwischen beiden, wobei noch zu bemerken ist, daß die drei letzten Sätze der Sinfonie in einem Zuge gespielt wurden, was A. nicht wissen konnte. Beethovens Programm lautet: Erster Satz: Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande. Zweiter Satz: Szene am Bach. Dritter Satz: Lustiges Zusammensein der Landleute. Vierter Satz: Gewitter, Sturm. Fünfter Satz: Hirtengesang. Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm.

Vielleicht sind auch in manchem Defer beim Hören charakteristischer Musikstücke neben den spezifischen Gefühlsregungen, die die Tonwelt ohne Zutritt irgend welcher Vorstellungen auszulösen vermag, derartige als Musikphantome zu bezeichnende, der Gesichtssphäre angehörende Bilder aufgetaucht, wenn auch nicht in solcher Deutlichkeit und Fülle wie bei Dr. Ruths Versuchspersonen. Von gewöhnlichen Vorstellungen unterscheiden diese Phantome sich durch die plastische Deutlichkeit, die sie mit Traumbildern, besonders den im Moment des Einschlafens auftauchenden, teilen, sowie durch ihre Unabhängigkeit vom Willen und von dem gewöhnlichen Vorstellungsverlauf. Wie aber haben wir uns ihre Entstehung zu denken?

Wisweisen werden die Musikphantome, die sich durchaus nicht immer auf die Gesichtssphäre beschränken, sondern in allerdings selteneren Fällen auch als Geräusche auftreten, als bloße Erinnerungsbilder zu erklären sein. Aber diese Erklärung wird doch nur für eine beschränkte Anzahl von Fällen zutreffen. Für die meisten werden wir den Grund in den Qualitäten der Töne, Akkorde, Ton- und Akkordfolgen selbst zu suchen haben. Kaum eine Kunst ist so unerschöpflich an Mitteln des Ausdrucks wie die Musik; es fragt sich nun, ob diesen Mitteln die Macht innewohnt, sich über die Sphäre des Gehörs hinaus auch in der des Gesichtes geltend zu machen. Darüber vermögen uns Künstler und sensitive Frauen die beste Auskunft zu geben.

Karl Loewe, der große Balladenkomponist, vergleicht die Bassstimme des späteren Hofopernsängers zu Berlin, Krause, mit schwarzem Samt, und von der Basspartie der „Apostel zu Philippi“ berichtet er, daß sie von Höfer mit „schöner schwarzsamter Stimme“ gesungen wurde. Das ist ein Vergleich, und doch steckt noch mehr darin: die Tiefe der Tonlage verbindet sich mit der Vorstellung von etwas Tiefdunklem, Weichem, regt also Vorstellungen aus anderen Sinnessphären an. Zwei hochgebildete Damen, Mutter und Tochter, beide sehr musikalisch und die Tochter Musikerin von Fach, verbinden mit bestimmten Vokalen bestimmte Farbenvorstellungen, mit A rotbraun und rot, mit E weiß, mit J blau, mit O gelb oder orange, mit U dunkelgrün. Bei Diphthongen und Umlauten stellen sich zwei Farben ein, entsprechend der Zusammensetzung des Doppelvokals. Ein Wort erscheint um so farbiger, je mehr Vokale es enthält.

Diese Synopsien, Erregungen des Gesichtsinnes gelegentlich einer Schallempfindung, sind durch physiologische Vorgänge bedingt und müssen darauf zurückgeführt werden, daß bei gewissen Schalleindrücken die Sehnerben mit erregt werden. Sie kommen ohne Zutun der Ueberlegung, sozusagen zwangsmäßig zustande, und die Anlage dazu ist vererbbar. Die Statistik über Farbenempfindungen zeigt deutlich, daß den hellsten Vokalen die hellsten Farben, den dumpfen Vokalen die dunkelsten mit Vorliebe, wenn auch nicht in allen Fällen entsprechen, so daß die Farben immer dunkler werden, je weiter man in der akustisch geordneten Vokalreihe i e a o u fortschreitet. Je zahlreichere und lautere Obertöne also ein Gehörseiz enthält, um so intensiver und heller ist meistens die ihn begleitende Farbenempfindung. Auch die Töne der verschiedenen Instrumente lassen Farbenempfindungen auftreten, die Flöte rot, die Klarinette gelb, die Trompete gelb oder hochrot, das Waldhorn Purpur, das Violoncell indigo, die Violine ultramarin usw. Es bleibt dabei vorläufig unentschieden, ob die Klangfarbe der Instrumente oder, wie andere Erklärer wollen, einfach die Färbung des Instrumentes, also ein Erinnerungsbild, das Ausschlaggebende ist.

Eine andere Grundlage für das Auftreten von Musikphantomen bilden die Tonarten und die Tongeschlechter. Schon Dur und Moll lösen ganz verschiedene Empfindungen und in Verknüpfung damit entsprechend heiterer oder trüber gefärbte Vorstellungssreihen aus. Gewisse Tonarten tragen entschieden einen ganz objektiven, von der Gemütsart des Hörers durchaus unabhängigen Charakter in sich, worauf auch der Umstand zurückzuführen ist, daß ein Musikstück transponiert, in eine andere als die vom Komponisten gegebene Tonlage versetzt, viel von seiner Eigenart verliert. E-dur wird als die glänzende, prädigtvolle, edle Tonart bezeichnet, als eine der hellsten, stärksten Farben, vergleichbar mit brennendem Gelb, als heiter und leuchtend wie lauterer Gold. Der „Feuerzauber“ in der „Walküre“, diese wunderbare musikalische Wiedergabe des zudenden, lodernen Elements, ist in E-dur geschrieben. Ebenso scheinen F-dur (Geselligkeit, Ruhe), Fis-moll (finster, voll wilder Leidenschaft), Des-dur, C-moll und D-moll von besonders hervorstrahlendem Charakterausdruck zu sein.

Das alles sind nur einige der Elemente, aus denen sich die wirklichen Musikphantome aufbauen. Eine ebenso wichtige, vielleicht noch größere Rolle spielen die dadurch geweckten unbewußten Erinnerungen, das Wiederauftreten von Vorstellungen, die in der Vergangenheit mit gewissen Toneindrücken zeitlich oder ursächlich verknüpft waren. Sie sind auch vielfach die Quelle anderer

Schnäpfbieren, z. B. der Verknüpfung von Farben mit Tönen, also der Umkehrung des bisher Geschilderten, von Geschmächen und Farbenempfindungen (Geschmäschen), von Duft und Tonwahrnehmung. —

Kleines feuilleton.

Vom „Kaputmachen“. Es gibt eine große Menge Spielzeug, das zuerst die Kinder besticht, gar bald aber an Ansehen einbüßt und beiseite gelegt wird, weil es ihrem Spieltriebe nicht genug zu tun gibt. Es erregt zunächst durch sein „schönes“ Aussehen wohl Staunen und Bewunderung, hat aber nur Reiz, solange es neu ist. Ist der Reiz der Neuheit verblaßt, haben sich die Kinder sattgesehen an den paar Kunststücken ihres Spielzeugs, so wenden sie sich ab oder — was am häufigsten vorzukommen wird — sie befriedigen ihren Spiel- und Tätigkeitstrieb durch das „Kaputmachen“.

Es ist nur in seltenen Fällen Zerstörungssucht, wenn das Kind etwas entzwei macht. Man merkt es ihm übrigens augenblicklich an, ob es etwas kaputt macht aus Lust am Zerstören oder aus Wißbegierde oder in Betätigung seines Spiel- und Tätigkeitstriebes. In den letzteren Fällen sitzt das Kind meist still da und probiert aufmerksam und bedächtig, bis sich die Teile des Spielzeuges lockern und lösen. Es ist erst dann befriedigt, wenn das Zerstörungswert gelungen ist.

Nicht selten tritt der Fall ein, daß das Kind mit den Trümmern lieber spielt als mit dem Ganzen, weil es mit ihnen mehr anfangen kann, weil sie seinem Geiste mehr zu tun geben. Sali und Broncki — in Gottfried Kellers herrlicher Kinderz scene aus „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ — spielen draußen auf dem Felde mit der Puppe. Der wilde Sali benutzte sie aber auch einmal als Wurfgeschloß, und so nimmt sie Schaden am Knie ihres einzigen Weines. Durch ein kleines Loch sichert die Kleie. Diese wird sorgfältig auf einem flachen Stein zu einem Häufchen gesammelt. Um dem Ursprung der Kleie nachzuspüren, vergößern die Kinder das Loch mit den Nägeln. Mäuschenstill mit offenem Munde sitzen sie da und zerlegen gemeinsam den Martel Leib der Puppe. Das einzige Fest ist noch der Kopf. Sie lösen ihn vom ausgequetschten Leichnam und gucken erstaunt in das hohle Innere. Nun füllen sie die bedenkliche Höhlung mit der Kleie. Da fängt Sali plötzlich eine glänzende Summsfliege. Schnell wird der Kopf entleert und die Fliege hineingesperrt. Das Loch verstopfen sie mit Gras. Die Kinder halten den Kopf an die Ohren, sie sehen ihn feierlich auf den Stein und lauschen eine Zeitlang dem Summen der Fliege. Endlich wird der Kopf samt der Fliege in ein Erdloch begraben und über ihm ein stattliches Denkmal aus Feldsteinen errichtet.

Dieses Kaputmachen liegt tief in der Kindesnatur begründet. Das Kind ist nicht bloß ein kleiner Künstler, sondern auch ein kleiner Philosoph. Gerade so, wie der Gelehrte, der Forscher nicht eher ruht, bis er eine wissenschaftliche Frage gelöst hat, wie er oft sogar seinem Forschertriebe Leben und Gesundheit zum Opfer bringt, genau so ist das geistig regsame Kind von einem unüberstehlichen Drange erfüllt, allen Dingen auf den Grund zu gehen. Das äußert sich schon in den vielen Kinderfragen nach dem Warum? und Wie? Was wollen unsere Kleinen nicht alles wissen? Sie bringen mit ihren Fragen die Weisesten der Weisen in Verlegenheit. Genau so verhält sich das Kind gewissen Spielsachen gegenüber. Schenken wir unseren Jungen eine Taschenuhr, wie wir sie für wenig Geld in jedem Spielwarenladen bekommen. Er kann nicht viel damit anfangen. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß er nicht eher ruht, als bis er sie in alle ihre Teile zerlegt hat. Er wäre sonst wenigstens ein recht merkwürdiger Junge.

Daraus erwächst für uns Eltern zunächst die Forderung, Kleinen Kindern nur derbe, feste Spielsachen zu kaufen, mit denen sie wirklich spielen, die sie derb angreifen können.

Es ist vollkommen falsch, wenn die Eltern einen Kleinen Kaputmacher ohne weiteres strafen. Oft tragen sie ja selbst einen Teil der Schuld, wenn sie den Kindern Dinge gekauft haben, mit denen nicht viel anzufangen ist, die nicht verändert werden können und beim Spiele keinen Wechsel gestatten, die die Phantasie nicht anregen. Der Illusion zu wenig Anknüpfungspunkte bieten. Ehe der Erzieher straft, muß er erst untersuchen, hat das Kind das Spielzeug kaputt gemacht aus Wißbegierde in Betätigung des Spieltriebes oder aus bloßem Mutwillen. Nur in letzterem Falle ist Strafe, und dann auch strenge Strafe am Platze, denn es gilt, einen bösen Trieb zu beschneiden.

Gewiß müssen unsere Kinder dazu erzogen werden, ihr Spielzeug zu halten und es nicht leichtfertig oder gar mutwillig zu zerstören, aber sie müssen mit ihm auch nach Herzenslust spielen können, ohne Furcht, daß es gleich in Trümmer geht, wenn sie es einmal herzhaft anfassen oder fallen lassen.

Zum Schlusse will ich noch darauf hinweisen, daß die allgemein gebrauchte Redensart „wenn Kinder still werden, so machen sie gewiß etwas Dummes“ in vielen Fällen gar nicht zutrifft. Wenn lärmende Kinder beim Spiel, beim Kaputmachen verstummen, so ist das durchaus nicht eine Folge des bösen Gewissens, sondern meist ein Zeichen gespanntester Aufmerksamkeit und tiefsten Interesses. Wollte man in dem Falle immer strafend dazwischenfahren,

so würde man auf diese Weise oft wertvolle Anlagen des Kindes, die einst gute Früchte hervorbringen könnten, schon im Keim erstickend.

Musik.

Im Münchener Hoftheater kam ein Weihnachtsmärchen „Christelflein“ von Ilse von Stach zur Uraufführung, das durch Hans Pfitzners Musik erhöhte Bedeutung erhält. Die drei Akte haben das Leiden, Sterben und die Auferstehung im „Himmel“ eines jungen Mädchens zum Vorwurf, dazu das übliche Milieu von tanzen den Tannenbäumen, dem Knecht Rupprecht und dem sentimental en Phrasengellingel von „Friede auf Erden“ usw. Also ein tragisches Märchen, wozu Pfitzner die tongeniale tragisch-peinliche desolante Musik geschrieben hat, die sich wohl krampfhaft bemüht, einfach und vollstimmlich sich zu geben, aber dabei unserm überleierten Schatz köstlicher alter Weihnachtsmärchen aus dem Wege geht. Der dritte Akt ist ganz in die naive-reflektierende Sphäre von des Knaben Wunderhorn getaucht und somit am besten geraten. Die schaurige Szene des Todes des Kindes hat Hauptmanns Hämiele auf dem Gewissen.

Die Münchener Pfitzner-Gemeinde sorgte für einen lauten Erfolg. Das Werk wird auch nach Berlin kommen. m.

Notizen.

— Die Berliner Freie Volksbühne bringt Sonntag, den 16. Dezember, nachmittags 3 Uhr, im Neuen Schauspielhaus am Kolonnenplatz Scribes Lustspiel: „Das Glas Wasser“ zur Aufführung.

— Straußens Glück und Unglück. Der Komponist der vielumstrittenen „Salome“, deren Genuß die königl. Opernhausweisheit unierem Musikreferenten, zweifellos um seine Nerven zu schonen, nicht gestattet, erlitt einen Durchfall. Nicht auf der Bühne, sondern nur in dem Senat der Berliner Akademie der Künste. Seine Notenkollegen lehnten ihn bei der Wahl ab. Verbieten können sie ihn ja nicht. Das besorgte man in Budapest, wo die bereits begonnene Einstudierung der „Salome“ plötzlich vom Ministerium des Innern sistiert wurde. Aus „religiösen Gründen“, weil Salome die christliche und jüdische Religion beleidige. Welche Feinsichtigkeit! Hoffentlich wird derselbe Schutz dem gesamten Personal des alten und neuen Testaments zuteil und wird den Budapestern das — Mäuscheln verboten.

— Frau Duse brachte im Florentiner Pergolatheater ein Schauspiel „Maria Salvestri“ von Enrico Corradini heraus, in dem der Kampf der Geschlechter veranschaulicht wird. Der ehebrecherischen Frau, die von ihrem Manne keine Verzeihung will und zum Schlusse von ihm getötet wird, ließ die Duse die volle Kraft ihrer Kunst.

— An der Berliner Universität studieren in diesem Wintersemester 783 Frauen, unter der schönen Eitelte „Gastzuhörerinnen“, die ihnen der preussische Kulturstaat gnädigst vergönnt hat. Viele der Maßgebenden würden am liebsten außer den Scheuerfrauen sämtlichen Personen weiblichen Geschlechts die Tore der alma mater — die in Wahrheit ein arger Stiefvater ist — ganz verschließen. Es gelingt nur nicht mehr. Vor zehn Jahren waren erst 96 Frauen zugelassen. Von den 783 studierenden Frauen sind 601 aus Deutschland, 71 aus Rußland, 47 aus Amerika, 17 aus England, nur 7 aus Frankreich und 3 aus der Schweiz. West- und Nordwesteuropa ist danach auffällig schwach vertreten. 695 Studentinnen sind ledig, 69 verheiratet, 15 verwitwet und 4 geschieden. Die Hauptstudienfächer sind neuere Philologie und Literatur (271), Kunst und Kunstgeschichte (97), Medizin (94), Geschichte und Kulturgeschichte (86), Theologie (76), Philosophie (55), Naturwissenschaften (42), Staatswissenschaften (20 Hörerinnen).

— Die Frau des russischen Dichters Leonid Andrejew, mit der er seit einigen Monaten in der Kolonie Grunewald lebte, ist einer Operation in einer Berliner Klinik erlegen: Die jung Verstorbene — sie wurde nur 25 Jahre alt — war dem Dichter in seinem Ringen ein tapferer Kamerad.

— Der König amüsiert sich. Der Schah von Persien soll im Sterben liegen. Aus seinem Leben wird folgendes berichtet: Der Schah vergnügt sich damit, auf einem kleinen telegraphischen Apparat zu telegraphieren, spielt mit seinen Ministern Puff, wobei sie sich die größte Mühe geben müssen, daß der Schah nur ja nicht verliert, setzt in seinem Garten Pflanzen und gräbt Beete um und photographiert. Außerdem hat er die Manier, sich selbst in allen nur möglichen Stellungen und Kleidungen photographisch aufnehmen zu lassen. Ein englischer Reisender sah Photographien des Schahs in der preussischen Soldatenkleidung und — im Gewande eines englischen Geistlichen. Der Schah ist ganz im Gegensatz zu seinem Vater durchaus Abstinenz, auch sein Harem ist im Verhältnis zu dem, den sein Vater unterhielt, sehr klein. Er hat nicht mehr als 60 Haremsfrauen, die ihm 4 Söhne und 23 Töchter geboren haben, während beim Tode seines Vaters 1720 Frauen in dem Serail waren.